

Stuart Henry/Dragan Milovanovic: Constitutive Criminology. Beyond Postmodernism. *London (Sage) 1996, 228 S., £ 13,95 (Paperback).*
Alison Young: Imagining Crime. *London (Sage) 1996, 230 S., £ 12,95 (Paperback).*

Alison Youngs Werk war Insidern schon lange unter dem letztlich dann doch aufgegebenen Titel „Postmodern Criminology“ angekündigt und hätte diesen durchaus zu Recht getragen. Aber auch Henry und Milovanovic vertreten – ungeach-

tet des mißverständlichen Untertitels – ihrer eigenen Auffassung nach eine postmoderne Denkweise, freilich in einer spezifischen und noch zu diskutierenden Variante. Insofern ist es reizvoll, beide Bücher als „Varieties of Postmodernism“ (und als – neben Christopher Stanleys „Urban Excess and the Law“ – wichtige Neuerscheinungen des Jahres 1996 aus dieser Strömung) vergleichend zu besprechen.

Mich hat dabei „*Constituti e Criminology*“ weitaus weniger überzeugt, aber das mag anderen LeserInnen anders gehen. Die theoretische Perspektive, die die beiden Autoren propagieren, bezeichnen sie im Anschluß an Pauline M. Rosenau (Postmodernism and the Social Sciences, Princeton 1992) als „affirmative postmodernism“. Damit grenzen sie sich von einem angeblich destruktiven und nihilistischen „skeptical postmodernism“ ab, der nur dekonstruieren will, aber nichts zur „Rekonstruktion“ beiträgt.

Der „affirmative Postmodernismus“ von Henry und Milovanovic lebt hauptsächlich aus der von den Autoren hergestellten Unterscheidung und Abgrenzung von einem „modernen“ Denken. Letzteres ist nach Henry und Milovanovic linear, unidirektional, eindeutig, geschlossen, strebt zwar vielleicht keine deterministischen, aber immerhin probabilistische Prognosen an, kurz, es glaubt an so etwas wie kognitive Beherrschbarkeit der Welt. „Affirmativer“ Postmodernismus ihrer Prägung ist dagegen nicht-eindeutig, zirkulär, kontingent, provisorisch, inhärent instabil, etc. Das wäre vielleicht eine gute Ausgangsbasis für konkretere Analysen, aber daran gebricht es leider zumeist. Vielmehr suchen die Autoren die sozialwissenschaftliche Theorienvielfalt nach Anknüpfungspunkten für ihre Suche nach dem Offenen und Kontingenten ab, was sich aber in meinen Augen vor allem als lose Aneinanderreihung von Theorien niederschlägt. Vielleicht habe ich da zu „moderne“ Ansprüche, aber ein Buch, das seine wesentlichen Befunde an mehreren Stellen so zusammenfaßt, kann mich nicht sehr befriedigen: „In summary then our constitutive approach (...) begins with the strengths and limitations inherent in: the insights of Laclau and Mouffe; the notion of hyperreality developed by Baudrillard; the semiotics of Saussure and Lacan; the autopoiesis/dissipative structure theses; the paralogism of Lyotard; the structuration theory of Giddens; the dialogical pedagogy of Freire; the summary representation hypothesis of Knorr-Cetina; the calls for deconstruction or ‚reversal of hierarchies‘ of Derrida“ (S. 69). Dieses intellektuelle Name-dropping (das wir ähnlich u. a. auf S. 156, 167, 170 und 178 ff. finden) soll dann nach Selbstauskunft der Autoren die fünfte und bisher höchste Stufe einer semiotischen Transformation des Marxismus (nach Bergesen, *The Rise of Semiotic Marxism, Sociological Perspectives* 36, 1993, S. 1 – 22) darstellen.

Wenn aus dieser Theorienvielfalt ein Ansatz besonders betont wird, so ist das die Chaostheorie. Diese ist für Henry und Milovanovic gewissermaßen die Kronzeugin dafür, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben können und alles anders kommen kann, als man denkt. Es ist leider so: Sehr viel prägnanter sind die Einsichten nicht, die Henry und Milovanovic vermitteln, oder anders formuliert: Daß die Chaostheorie wichtiger Bestandteil einer „postmodernen“ Kriminologie werden könnte, bleibt überwiegend Deklaration. Beispielsweise erläutern die Autoren Cresseys Theorie der Veruntreuung von Geld mit Hilfe einer sog. Mandelbrot-Menge (S. 164 ff.). Das geht dann so, daß diese zweidimensional abgetragen wird, was wie ein gut geformter Tintenklecks aussieht; und wir erfahren, daß der schwarze Klecks diejenigen repräsentiert, die Veruntreuungen begehen, das weiße Umfeld dagegen jene, die sich solcher Delikte enthalten. Der wesentliche Unterschied zu den von Henry und Milovanovic als „modern“ abgelehnten Pfad-

diagrammen scheint mir freilich der zu sein, daß letztere immerhin auf Daten beruhen, während die Verknüpfung zwischen Mandelbrot-Menge und Veruntreuung bei Henry und Milovanovic einfach postuliert wird. Ähnliches gilt auch, wenn Hosendiagramme (S. 165) oder die sich „interpenetrierende iterative Schleifen“ (S. 168) als Modelle für Kriminalität deklariert werden. Auch die sog. „konstitutiven interrelationalen“ Mengen, die als „COREL Sets“ laut Henry und Milovanovic am besten ihre Handlungs- und Kriminalitätstheorie versinnbildlichen (soweit ich sehe, muß man sich zwischen Mengen von interpenetrierenden iterativen Schleifen noch Verbindungen vorstellen, um zu „COREL Sets“ zu gelangen), bleiben in meiner Sicht reine Worthülsen.

Es wäre freilich falsch, aus dem eben genannten Beispiel der Veruntreuung zu schließen, daß es hier nur um herkömmliche Formen von Kriminalität geht. Auch wenn dies bei den wenigen konkreten Beispielen der Fall ist, so gehört zu einer neuen Theorie auch eine eigene Definition von Kriminalität. Wer nun erwarten würde, daß diese ebenfalls in Richtung Kontingenz ausfällt, sieht sich getäuscht. Zwar teilen die Autoren mit dem sog. „skeptischen“ Postmodernismus die Ansicht, daß Kriminalität eine sozial konstruierte und diskursiv konstituierte Kategorie ist, die die Vielfalt menschlicher Konflikte und Überschreitungen („transgressions“) unter einem Begriff zusammenfaßt und daher eine „gewaltsame Kategorisierung“ darstellt (S. 115). Aber das heißt nicht, daß Schmerz und Verletzung nur imaginär sind; die Opfer von „Kriminalität“ sind Menschen, deren Recht auf Selbstentfaltung eingeschränkt wird. Daher kommen die Autoren zu folgender Definition, die zu übersetzen ich mir nicht anmaße: „(...) crime is the expression of some agency's energy to make a difference on others and it is the exclusion of those others who in the instant are rendered powerless to maintain or express their humanity“ (S. 116). An den herkömmlichen Definitionen von Kriminalität sei also vor allem falsch, daß sie viele Arten von „harms“ ausschließen; eine vollständigere Liste müßte „business practices, governmental policies, hierarchical social relations, historically contingent constitutive interrelational sets, and a lot of what occurs in family life“ (ebd.) umfassen. Wer nun glaubt, daß so definierte Kriminalität überall lauert, erfährt immerhin, daß nach dieser Auffassung Selbstmord „vielleicht nur manchmal“ ein Verbrechen ist („suicide may only sometimes be a crime“, S. 117)! Auch wenn die Autoren sich explizit von den „linken Realisten“ abgrenzen, so fällt es an dieser Stelle nicht leicht, dies nachzuvollziehen. Der wichtigste Unterschied ist vielleicht die präventivere Sprache, nach der Kriminalität entsteht, wenn Personen in COREL-Mengen als „exzessive Investoren“ handeln, d. h., aus einer Beziehung mehr Gewinn ziehen als die andere(n) in die Beziehung involvierte(n) Person(en) (vgl. etwa S. 159 f.). Wie auch immer: Ich habe mich verwundert gefragt, warum das Problem, ob es sinnvoll ist, alles Böse der Welt als „Verbrechen“ zu bezeichnen, überhaupt nicht diskutiert wird – oder besser gesagt: warum die Autoren hier offenbar überhaupt kein Problem sehen.

Wie sieht nun eine kriminalpolitische Praxis gemäß der Perspektive von Henry und Milovanovic aus? Die entscheidende Kategorie ist hier „Diskurs der Ersetzung“ („replacement discourse“). Ein solcher Diskurs de-konstruiert alte Konzepte und Vorstellungen und re-konstruiert gleichzeitig neue Begriffe, Ideen, Unterscheidungen. Als klassisches Beispiel nennen sie Sutherlands erfolgreichen Versuch, die Kategorie „Kriminalität“ um „white collar crime“ zu ergänzen; weitere Beispiele sind (u. a.) Foucault, Christie oder zuletzt Pepinskys „peacemaking criminology“ (S. 204). Kriminologen sollten sich entsprechend als „Kulturrevolutionäre“ (S. 205) in etablierte Diskurse einmischen, um dort solche „Diskurse der Ersetzung“ zu initiieren. Hieraus können dann neue Formen des Umgangs mit

Strafrecht entstehen, die als „soziales Judo“ bezeichnet werden; genannt werden hier das Konzept der „just community“ oder „narrative Therapien“. Kriminalitätsoffer sollten sich vorwiegend in Selbsthilfegruppen oder in Projektarbeiten zusammenschließen. Schließlich und endlich geht es um das große Projekt der Änderung sozialer Strukturen in Richtung des „Superliberalismus“ von Roberto M. Unger (nach ders., *False Necessity*, New York 1987) (S. 235 ff.), durch das eine „radically democratic, alternative political economy“ (S. 237) entstehen kann, deren Kernpunkt „empowerment“ ist.

Daß mein knapper Überblick, der nur ausgewählte Aspekte vorstellen kann, von einiger Skepsis geprägt ist, ist wohl mehr als deutlich geworden. Daher möchte ich LeserInnen, die an kriminologischer Theorie und alternativer Praxis interessiert sind, ausdrücklich auffordern, sich selbst zu vergewissern, ob ihnen die Mischung von Henry und Milovanovic nicht besser zusagt als mir. Immerhin bietet das Buch gute (wenn auch wegen ihrer Vielzahl knappe) Überblicke sowohl über viele „moderne“ als auch über die von Henry und Milovanovic favorisierten (affirmativ) „postmodernen“ Theorieansätze. Und es ist klar, daß die Autoren mit ihrem „postmodernen“ Ansatz letztlich eine kritische Kriminologie begründen wollen, welche die Subjekte aus ohnmächtig machenden Strukturen befreien und Herrschaft (auch die der Experten) angreifen – oder besser gesagt untergraben – möchte. Nur scheint mir, daß man das alles auch anders haben kann und dazu nicht unbedingt Fraktale, dissipative Strukturen und iterierende Polynome bemühen muß (aus meiner Sicht auch nicht Lacan, aber das mögen manche wieder anders sehen). Insgesamt scheint es sich mir doch eher um eine im schlechten Sinn „moderne“ Kriminologie zu handeln; eine, die theoretisch auf dem neuesten Stand sein will, die jüngsten und allerjüngsten Angebote des sozialwissenschaftlichen Marktes sichtet und daraus eine Mischung zubereitet, die noch avantgardistischer sein will als die bisherige Avantgarde.

Es ist in meinen Augen bezeichnend, daß Henry und Milovanovic, wenn sie den „skeptischen“ Postmodernismus kritisieren, stets nur auf Texte Dritter verweisen, die diese Variante postmodernen Denkens ebenfalls angreifen, daß sie selbst aber kein einziges konkretes Beispiel benennen – mit einer Ausnahme: *Imagining Crime* wird auf S. 152 ganz am Rande als Beispiel einer skeptisch-postmodernen „Verbrechenstheorie“ („theory of crime“) erwähnt, aber nicht inhaltlich gewürdigt (was damit zusammenhängen mag, daß sie zu spät oder vielleicht gar nicht Bekanntschaft mit Alison Youngs Buch geschlossen haben).

Nun, nach Lektüre der „konstitutiven Kriminologie“ war ich froh, daß das Theoriekapitel, welches *Imagining Crime* einleitet, relativ kurz ist. Es entspricht m. E. auch den Ansprüchen postmoderner Theorie besser, keine „allgemeine“ Theorie als (akademische) Theorie in Lehrsätzen, Bildern oder was auch immer vorzustellen, sondern die Fruchtbarkeit des postmodernen Blicks in konkreten Analysen zu prüfen, darin ganz ähnlich übrigens – und diesen Hinweis meine ich ernst – der Kritischen Theorie, am exemplarischsten in der Art Adornos. Gewiß sind die theoretischen Anknüpfungspunkte andere; Derrida ist an erster Stelle zu nennen, unmittelbare Einflüsse sind sicherlich die von Derrida inspirierten Autoren aus der britischen Critical Legal Studies-Gruppe, etwa Douzinas/Warrington/McVeigh oder Goodrich, auch Kristeva und Irigaray (die in *Constituti e Criminology* zwar wiederholt erwähnt werden, letztlich aber nicht wirklich in die theoretische Konzeption der Autoren eingehen) haben Spuren hinterlassen, und im Hintergrund findet sich auch noch etwas von der „archäologischen“ Vorgehensweise Foucaults. Aber die Methode der *immanenten Kritik*, die den Kern des Buches ausmacht,

erinnert stark an die materialen Analysen Adornos, auch wenn vielleicht manche der postmodernen Wortspiele auf ferne Heideggersche Einflüsse zurückgehen mögen und insgesamt der Sprachduktus „heißer“, wilder sowie reich an den bekannten Manierismen postmoderner Texte ist, einschließlich des häufigen Gebrauchs des als Ausweis von „Postmodern Correctness“ fungierenden Wortes „desire“. Ich persönlich habe auch Schwierigkeiten mit Youngs Auseinandersetzung mit der Kriminologie dort, wo sie diese qua Disziplin zu einem Subjekt macht, etwa im Reden von „criminology's secret desire“ (S. 47; ähnlich über „what the law desires“ S. 64). Aber das sind Einschätzungen, die vom persönlichen Geschmack abhängen und nichts an der Herausforderung ändern, die dieses Buch für KriminologInnen darstellt.

Diese Herausforderung äußert sich freilich für den Rezensenten darin, daß eine Zusammenfassung des Buches kaum möglich ist. Mir scheint es daher doch am sinnvollsten, mich dem spezifischen Zugang Youngs anhand des einleitenden Kapitels mit dem Titel „Textual Outlaws and Criminal Conversations“ zu nähern. Dieser signalisiert: Was in *Imagining Crime* kritisch-dekonstruktionistisch analysiert wird, ist der Text, den der „kriminologisch-rechtliche“ Komplex in die Welt einschreibt (letzteres Wort fehlt übrigens in diesem Buch weitestgehend). „Text“ natürlich im weitesten Sinne, es geht um Kriminalitäts-Bilder, wie sie sich im politischen, kriminologischen oder rechtlichen Diskurs meistens in sprachlicher Gestalt zeigen, aber auch in Bildern im Wortsinn, wie sie im 7. Kapitel anhand zweier fotografischer Darstellungen von AIDS-kranken Personen analysiert werden. Im Zentrum steht also, so Young, weniger der Diskurs selbst als die Frage, wie Kriminalität in diesem „imaginiert“ wird bzw. wie dieser gleichzeitig auf bestimmten Bildern beruht und diese herstellt (S. 15/16). Solche Vorstellungen von Kriminalität sind, das ist ihre Grundthese, Bilder, die die Gemeinschaft (community) retten, indem einige ihrer Mitglieder als „outlaws“ ausgestoßen werden. Anklänge an Durkheim sind offensichtlich; die Differenz zu diesem scheint mir nicht so sehr, wie Young glaubt, darin zu liegen, daß für Durkheim die oder der Abweichende letztlich doch zur Gemeinschaft gehört, sondern darin, daß Durkheim den Ausstoß der oder des Abweichenden aus der Gemeinschaft als funktional und daher legitim erachtet. Youngs Ziel ist dagegen, diesem Ausgestoßenen als dem/n „Anderen“ („the Other“) eine Stimme zu verleihen, und genau das ist ja die Aufgabe postmoderner Dekonstruktion; und diese wird hier mit großer Überzeugung und Überzeugungskraft durchgeführt, so daß der Vorwurf des „Skeptizismus“ und „Nihilismus“ m. E. weitaus eher auf die letztlich doch blasse Sammlung von Theoriematerial bei Henry und Milovanovic zutrifft, die sich im Ungefähren verliert.

Wie gesagt: Die inhaltlichen Analysen Youngs lassen sich nicht zusammenfassen, zumal einige ihrer eigenen begrifflichen Synthesen, soweit sie angeboten werden, m. E. anfechtbar sind. Daher beschränke ich mich auf eine Auflistung der Themen der einzelnen Kapitel. Das zweite Kapitel analysiert die Behandlung von Frauen in der Kriminologie. Das dritte ist eine etwas kühne Mischung aus der von Young bereits zusammen mit Peter Rush in dem von Nelken herausgegebenen Band „The Futures of Criminology“ enthaltenen Kritik an den „Left Realists“ und konkreten Fallanalysen über den Umgang des Strafrechts mit Fremdheit, wie sie sich im weiblichen Geschlecht und ethnischer Nicht-Zugehörigkeit äußert. Das vierte Kapitel untersucht die Repräsentation von Kriminalität und Recht in Detektivromanen, wobei Chandler und Paretsky im Vordergrund stehen. Am brillantesten fand ich das fünfte Kapitel über den „Fall Bulgar“, den zweijährigen Jungen, der von zwei 10jährigen getötet wurde. Ebenfalls sehr überzeugend sind Youngs Dekonstruktionen eines alten Themas, des kriminologischen Diskurses

über die „alleinerziehende Mutter“ als Ort der Regulation von „Familie“ und der Disziplinierung von Frauen. Schließlich steht im Zentrum des siebten Kapitels, wie schon erwähnt, die Kontrastierung einer Benetton-Anzeige, die das Sterben eines AIDS-Kranken repräsentiert, mit einer anderen Darstellung aus einem photodokumentarischen Projekt namens „Positive Lives“.

Am Ende des ersten Kapitels schreibt Young, *Imagining Crime* sei im Geist des Widerstands gegen die dominierenden Erzählungen („narratives“) der Kriminologie geschrieben, es sei ein „outlaw text“, der von der etablierten Kriminologie vermutlich zurückgewiesen, „ejected and exiled“ würde. Ich habe dies beim ersten Lesen als etwas präventiv angemerkt. Aber vermutlich hat sie recht: Das Buch ist sperrig, subversiv, es dient keinem „positiven“ Wissen über Verbrecher und Verbrechen, sondern unterminiert ununterbrochen die Vorannahmen eines solchen Wissens. Für jede/n, die oder der an diesem Projekt beteiligt ist, ist Youngs Buch eine faszinierende, irritierende Quelle der Inspiration.

Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, München